

---

## “Gemacht oder geworden?”

—Überlegungen zur japanischen Kultur, Geschichte und Gesellschaft

Satoshi TANAKA\*

Wenn man von japanischer Kunst und Kultur spricht, muß man über das Verhältnis des Japaners zur Natur sprechen. Jeder Ausländer, der nach Japan kommt, wird immer wieder die Erfahrung machen, eine wie große wenn nicht tragende Rolle die Natur im Leben der Bewohner dieses Landes spielt. Die Natur ist für den Japaner alles. Gerade deshalb aber können sich Japaner nicht kühl von der Natur distanzieren. Sie können sie nicht intellektuell betrachten, analysieren, auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Sie sehnen sich vielmehr danach, sich ihr anzugleichen und in ihr aufzugehen. Die japanische Architektur z. B. verhält sich der Natur gegenüber nicht feindselig, sondern strebt danach, sich als Teil der Landschaft in diese aufzulösen. Das japanische Haus, das als traditionelles Fachwerkhaus fast nur aus Holz und Papier besteht, besitzt ein langes Vordach, das sich in den Garten hinausdehnt. Der unter diesem Vordach liegende Bereich des Hauses, der meistens mit einer Veranda versehen ist, verbindet sozusagen das Innere mit dem Äußeren.

Auf diesen Übergangs- und Verbindungsbereich, der weder zum Inneren noch zum Äußeren, vielmehr sowohl zum Inneren als auch zum Äußeren gehört, legt man in Japan größten Wert, weil durch ihn zu jeder Jahreszeit eine innige Verbindung zur Natur besteht.

Woher kommt nun aber dieses Verhältnis der Japaner zur Natur, dieses Bestreben, sich der Natur anzupassen, sie zu assimilieren und in ihr aufzugehen? Ich glaube, diese Haltung entspringt den von der Natur vorgegebenen Bedingungen, denen sich Japan gegenübergestellt sieht, und sie ergibt sich aus der Tatsache des Reisanbaus, der sich unter diesen Naturbedingungen entwickelt hat.

Japan befindet sich weder in einer kalten noch in einer heißen, sondern in einer als eher gemäßigt zu bezeichnenden Klimazone. Dennoch kann man das Klima kaum als warm bezeichnen. Man findet in Japan alle Aspekte, sowohl wie sie für

---

\* 言語文化学科 教授 ドイツ文化学

kalte als auch wie sie für tropische Zonen typisch sind. Bald erleben wir ein Klima wie am Äquator, bald liegt der Schnee bei uns höher als in Sibirien. Bald haben wir eine so hohe Luftfeuchtigkeit wie im Dschungel von Borneo, und wenig später schon bläst wieder ein trockener Wind wie in der Wüste. Dies alles wiederholt sich in fast regelmäßigen Abständen.

Unter diesen sich ständig ändernden Naturbedingungen haben unsere Vorfahren seit Jahrhunderten den Reisanbau kultiviert. Anders als der Reisanbau in den Ländern Südostasiens, wo man, indem man das Jahr in drei Abschnitte gliedert, jederzeit Reis anbauen kann, muß der Reisanbau in Japan nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan schnell und geschickt durchgeführt werden, um eine gute Ernte zu garantieren. Im März erfolgt das Anlegen der Reisbeete, in der Regenzeit wird gepflanzt, noch ehe die Taifune kommen, müssen die Ähren Früchte tragen, und dann, bei schönem Wetter im Herbst, kommt die Ernte. Dies alles ist nur möglich, wenn man den jeweiligen Veränderungen seiner natürlichen Umwelt genau und angemessen zu entsprechen vermag.

Solange nun alles Streben ganz auf die Naturgegebenheiten ausgerichtet war, d. h. solange man "der Ordnung der Natur auf natürliche Weise folgte", war und blieb sowohl das Leben des Einzelnen als auch das der ganzen Gesellschaft ruhig und sicher. In dieser Ordnung konnte man, wenn man es so ausdrücken möchte, "friedlich durchs Leben gehen". Dies bildete über lange Zeit hinweg auch die Grundlage für jegliches Denken in Japan.

Der Reisanbau hatte sich schon lange entwickelt, ehe vor 1600 Jahren die Schriftzeichen und fremde Ideen nach Japan kamen. Es muß sich also schon zu einer sehr frühen Zeit eine Philosophie herausgebildet haben, deren Ursprung im Alltag der Menschen zu finden war. Heute bleibt uns zwar nichts anderes übrig, als diese damals noch nicht ausformulierte Philosophie ohne Schriftzeichen irgendwie zu rekonstruieren, aber aufgrund der bereits erwähnten Gründe läßt sich vermuten, daß es eine Philosophie war, bei der man es als das Selbstverständlichste ansah, sich der Natur anzupassen. Es ist anzunehmen, daß man es als selbstverständlich betrachtete, daß sich auch die gesellschaftliche Ordnung nach der von der Natur vorgegebenen Ordnung zu richten habe, zumal man verstanden hatte, daß es einem selbst und seinen Nachkommen eine fortdauernde Existenz gewährleistet, wenn man der Ordnung des sich stets wiederholenden Ablaufs der Natur entsprechend arbeitet und handelt. So gesehen, brauchen wir uns nicht zu wundern, daß daraus eine Idee entstanden ist, nämlich die, daß es gleichsam ein "Gesetz" ist, der Natur zu folgen, und daß es umgekehrt eine "Gesetzwidrigkeit" darstellt, wenn man sich dieser

---

Ordnung widersetzt. Für uns Japaner sind also "Unnatürlichkeit" und "Naturwidrigkeit" mit einer Sünde gleichzusetzen, die unbedingt vermieden werden muß. Solcher Art muß der Kern jener wortlosen "Philosophie ohne Schriftzeichen" gewesen sein, die die Japaner schon lange verinnerlicht hatten, ehe sich die Einflüsse aus China in Japan ausbreiten konnten.

Dann aber kam die chinesische Philosophie nach Japan und mit ihr der Buddhismus. Der kulturelle Einfluß Chinas auf Japan hatte zwar bereits im zweiten Jahrhundert begonnen, doch die Übernahme der chinesischen Schriftzeichen und damit der Philosophie fand erst im Verlauf des vierten Jahrhunderts statt. Bei dem Buddhismus, der sich in Japan auszubreiten begann, handelte es sich allerdings nicht um den ursprünglichen indischen Buddhismus, sondern um eine abgewandelte Form, wie sie in China mit dem dort einheimischen Konfuzianismus und Taoismus verbunden und harmonisiert worden war. Diesem Buddhismus lag die Idee einer Art von "Naturrecht" zugrunde, wodurch sich erklären läßt, daß sich die japanische "Philosophie ohne Worte", in der man es für richtig hielt, der Ordnung der Natur folgend zu leben, allmählich zu einer "Philosophie mit Worten" entwickelt hat.

Die Grundidee dieser Philosophie könnte man, wenn man sie definieren wollte, als eine Art "Naturgott-Idee" bezeichnen. Diese Idee ist in zahlreichen Mythen der Welt zu finden. Es geht dabei um die Vorstellung, daß ganz zu Beginn die Natur als Chaos vorhanden war. Die zunächst chaotische Natur wurde allmählich zu einer strukturierten Natur, und daraus ist der Kosmos entstanden. Diese Ordnung, dieser Kosmos ist für Christen das Werk des göttlichen Schöpfers. Für Japaner verbindet sich mit der Vorstellung, daß aus dem Chaos ein Kosmos wurde, auch die Vorstellung von einer Gottheit, aber diese Gottheit steht nicht der Welt gegenüber, sondern geht auch aus dem Chaos hervor als Teil der Ordnung, die sich auf natürliche Weise entwickelt. Durch diese Gottheit ist die Ordnung, der Kosmos "aus sich selbst geworden". Oder um es anders auszudrücken: Die Ordnung formte sich "von selbst".

Diese Idee erscheint zu Anfang des *Nihon-shoki*, des im Jahre 720 herausgegebenen ältesten Geschichtswerks Japans. Die Geschichte von der Erschaffung der Erde wurde dabei nach dem Vorbild der chinesischen Kaiserannalen konzipiert, aber die "Naturgott-Idee", die sich hinter dieser Beschreibung verbirgt, ist zweifellos japanischen Ursprungs. Man könnte es wohl so ausdrücken, daß die Japaner die "Form" von China entlehnt haben, um damit dem "Inhalt" ihrer eigenen Idee Ausdruck zu geben.

Diese Idee, die eigentlich ein Naturgott-Glaube ist, ist bis auf den heutigen Tag im Denken der Japaner lebendig geblieben. Auch wenn die mythologischen Momente inzwischen verloren gegangen sind, blieb die Idee als solche erhalten. Es handelt sich, wenn man es genauer definieren will, um die Idee, daß auf der Grundlage der "Natur" "ein Ding aus Himmel und Erde geworden ist". Die Idee besagt, daß dieses Ding nicht aus einem Willen heraus geschaffen wurde, sondern daß man die Ordnung, also den Kosmos, als einen Zustand ansieht, der "auf natürliche Weise so geworden ist". Diese Idee unterscheidet sich wesentlich von der westlichen Vorstellung, die die Natur als eine "Schöpfung" versteht. Die Betrachtungsweise hinsichtlich der Entstehung eines Dings, daß dieses "ganz natürlich so geworden ist", besagt, daß es nicht etwa willentlich und systematisch geschaffen wurde, sondern daß es sich dabei um einen Prozeß des "Werdens" handelt. Der Betrachtung der Dinge liegt die Idee des "Gewordenseins" zugrunde, etwa so wie in der Natur "Blumen rot sind und Bäume grün", um es mit einer japanischen Redewendung auszudrücken. Diese Idee findet auch Anwendung bei der Strukturierung der geistigen und gesellschaftlichen Ordnung in Japan, indem man die Ordnung der Natur zum obersten Prinzip für alles Denken und Handeln erklärt. Gerade deshalb auch denkt der Japaner, daß ein Zustand, in dem sich die natürliche, gesellschaftliche und geistige Ordnung in dem Begriff der "Natur" vereinigt, das Ideal ist. Er ist danach bestrebt, sowohl in seinem geistigen Leben als auch in allen sozialen Belangen jegliches "Unnatürliche" zu vermeiden.

Auch heute lebt man als Japaner noch unter dem Einfluß dieser Idee. Ich muß hier jedoch zu bedenken geben, daß das, was man in Japan mit dem Wort "*shizen*" bezeichnet, zu deutsch "Natur", nicht unbedingt dasselbe ist, was die Leute im Westen darunter verstehen. Japaner sagen sehr oft etwas, was – wortgetreu übersetzt, – so lautet: "Er handelt sehr natürlich" oder "Er ist mir zuwider, weil sein Handeln unnatürlich ist." Hier sehen wir abermals, wie sehr das Denken der Japaner auf verschiedenste Weise durch den Naturbegriff bedingt ist. Dies zeigt aber auch, daß die "Natur", wie sie der Japaner begreift, das Bewußtsein einer inneren Ordnung darstellt.

Dieses für den Japaner typische Bewußtsein der Ordnung gilt nicht nur für Statisches, sondern wirkt auch im Bereich des Dynamischen, z. B. bei dem Vorgang, wie etwas zu einem Ergebnis kommt. Daß Dinge im Laufe der Zeit ganz natürlich so geworden sind, wie sie nun sind, d. h. daß das Ergebnis ähnlich wie ein Phänomen in der Natur entsteht, so wie etwa das Wasser in die Tiefe fließt, betrachtet der Japaner als ideal. Jede Art von "Tun" in dem Sinne, daß man bewußt und absichtlich etwas "macht", ist ihm zuwider.

Wenn man z. B. einem jungen Ehepaar die Frage stellt, wieso sie beide geheiratet haben, bekommt man oft eine Antwort wie "Das hat sich ganz natürlich so ergeben...". Gesagt sein soll damit, daß etwas so "geworden ist", und zwar nicht deshalb, weil man etwas "gemacht hat". Diese Antwort beruht ganz auf der Idee, daß ein "Geworden-sein" der beste mögliche Zustand ist.

Die Tendenz, daß man "geworden sein" besser findet als "tun" oder "machen", läßt sich auch in der japanischen Sprache betrachten. Während man in den westlichen Sprachen dazu tendiert, Sachverhalte in der Art auszudrücken, daß "jemand etwas tut" oder "von jemandem etwas getan wird", herrscht in der japanischen Sprache die Tendenz vor, den gleichen Sachverhalt so auszudrücken, daß "Dinge 'ganz von selbst' so geworden sind". Im Gegensatz zu den westlichen Sprachen, bei denen stets der Mensch im Mittelpunkt steht, liegt die japanische Sprache größeren Wert auf die "Natur" bzw. das "natürliche Geschehen". Der Mensch als solcher spielt dabei eine untergeordnete Rolle.

Ich möchte das an einem Beispiel verdeutlichen: Ein japanischer Student hat aufgrund großer Anstrengungen eine Prüfung bestanden und Stipendium bekommen, um in Amerika zu studieren. Er berichtet das einem Bekannten, etwa so: "Es ist so geworden, daß ich nach Amerika fahre, um dort zu studieren." Ich glaube, daß man im Westen an seiner Stelle einfach sagen würde: Ich fahre nach Amerika, um dort zu studieren oder noch europäischer: "Ich hab's geschafft. Ich studiere in den USA!"

Auch in der japanischen Kunst ist diese Tendenz zu erkennen. Wir Japaner empfinden instinktiv eine Abneigung gegen jede Art spürbarer Absicht in der Kunst. Der japanische Künstler befindet sich daher in einem Dilemma, weil er es als Künstler nicht vermeiden kann, seine Absicht einerseits klar auszudrücken, er sich andererseits aber dazu verpflichtet fühlt, stets an den Betrachter zu denken, dem es mißfällt, wenn die Absicht des Künstlers allzu deutlich im Vordergrund steht. Für den Japaner soll Kunst wie die Natur sein: ausdrucksvoll und schön, ohne dabei die Schönheit ausdrücklich zur Schau zu stellen. Zeami (1363–1443), der Vollender des No-Theaters, gab mit seiner berühmten Anweisung "*hisureba hana nari*" gleichsam die Antwort auf diese schwierige Frage. "*Hisureba hana nari*" heißt wörtlich: "Durch Verstecken entsteht die Schönheit einer Blüte", oder um es etwas profaner auszudrücken: "Im Verbergen liegt die Schönheit". Zeami wollte damit sagen, daß ein Schauspieler immer bemüht sein soll, das, was er als Darsteller fühlt und denkt, nicht nur vor den Zuschauern, sondern auch vor sich selbst zu verbergen.

Dadurch gewinne er die Schönheit der Blumen in der Natur. Aus diesem Grund fordert Zeami den Darsteller auf, alle möglichen Übungen zu machen und keine Anstrengungen zu unterlassen, sich zu beherrschen und sich nie eitel in den Vordergrund zu drängen. Sich stets in der Gewalt zu haben, ist nach Zeami eine unbedingte Pflicht des Schauspielers.

Auch Sen no Rikyu, der im 16. Jahrhundert die Kunst der Teezeremonie zur Vollendung führte, hat eine in diese Richtung weisende Anleitung hinterlassen. Sein berühmter Ausspruch lautet: "Wenn etwas in Erfüllung geht, ist das gut. Etwas in Erfüllung bringen zu wollen, ist schlecht."

Matsuo Basho, einer der bedeutendsten Haiku-Dichter Japans, sagte 100 Jahre später zu diesem Thema sinngemäß: Bei der Dichtung gibt es zwei Wege: den des "Machens" und den des "Werdens". Wenn man sich aufrichtig bemüht, einen Gegenstand genau zu betrachten oder anzuhören, wird die Bewegung, die er in einem erweckt, wie von selbst zu einem Gedicht. Fehlt dieses Bemühen der Zuwendung, ist man gezwungen, bewußt ein Gedicht zu machen, da man ja nichts hat, was zu einem Gedicht wird.

Dies alles besagt, daß im Geist des Japaners die Idee vorherrscht, daß "so werden" bzw. "so geworden sein" gut ist, während alles "wollen" bzw. "beabsichtigen" negativ ist, weil es einem Bereich des "Unnatürlichen" gehört.

Alle Dinge aber haben positive und negative Seiten. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese Naturanschauung des Japaners auch mehrere Nachteile mit sich bringt. Wie viele originelle neue Ideen z. B. sind aufgrund der in Japan verwurzelten Tradition, der Natur entsprechend zu handeln und alles Unnatürliche auszuschließen, unbeachtet untergegangen? Denn etwas Originelles ist ja zumindest zu dem Zeitpunkt, in dem es im Begriff ist zu entstehen, "unnatürlich".

Eine Lebensweise, deren oberstes Prinzip es ist, im Einklang mit der von der Natur vorgegebenen Ordnung zu leben, impliziert u. a., daß man sich den Veränderungen seiner Umwelt geschickt anpaßt. Gerade in diesem Punkt läßt sich sagen, daß Japaner von alters her die Fähigkeit besitzen, rasch und konsequent auf ihre sich ändernde Umwelt mit Änderungen in ihrem Verhalten zu reagieren. Bei diesen Änderungen handelt es sich aber keinesfalls um Reformen, die man selber herbeiführt, indem man etwa die Zukunft in seine Vorausberechnungen mit einbezieht. Diese Veränderungen entstehen vielmehr immer unter einem Druck von außen. Daß man naturgemäß lebt, bedeutet ja nichts anderes, als daß man sich den

Veränderungen der Natur, die man selbst nicht ändern kann, anpaßt. Und ganz in diesem Sinne paßt sich der Japaner auch Veränderungen an, die nicht zum Bereich der Naturerscheinungen gehören.

An dieser Stelle muß auch noch folgendes erwähnt werden. Die Japaner sind - wie gesagt - ein Volk, das weder selbst Viehzucht getrieben hat noch je in Kontakt mit nomadischen Völkern gekommen war. Streng genommen hatten die Japaner also keinerlei Erfahrung, Landwirtschaft in Verbindung mit Viehzucht zu betreiben. Dies stellt einen entscheidenden Unterschied zu den Völkern Eurasiens dar, die die Tradition und Lebensweise der Nomaden mehr oder weniger übernommen haben, als sie mit ihnen in Berührung gekommen sind oder von ihnen erobert wurden. Es läßt sich daher sagen, daß Japanern die Denk- und Lebensweise der Nomaden völlig fremd ist.

Diesen Gedankengang möchte ich an einem Beispiel noch deutlicher aufzeigen: In einer Gesellschaft, deren Grundlage die Viehwirtschaft bildet, braucht man Führer mit starken Führungsqualitäten. Aufstieg und Niedergang einer solchen Gesellschaft hängen in hohem Maße von dem Führer ab. Vor allem, wenn ein Krieg oder ein kriegsähnlicher Zustand eintritt, ist die Sicherheit des Volks völlig von dem Führer, seinem Ermessen und seinem Entscheidungsvermögen abhängig.

In einer Gesellschaft des Reisanbaus hingegen braucht man keine starke Führung. Was in dieser Gesellschaft von einem Führer verlangt wird, ist die Fähigkeit, die Gesellschaft in einer bestimmten Lage zu erhalten, so daß die Leute harmonisch zusammenleben und zusammenarbeiten können. Der Führer braucht sich also nur darum zu bemühen, den Status quo zu erhalten, indem er etwaige Unstimmigkeiten aus dem Weg räumt. Da das Naturgeschehen grundsätzlich periodisch abläuft, brauchen die Leute, nachdem sie alle Vorbereitungen getroffen haben, jeweils nur das Ergebnis abzuwarten, um sich dann wieder auf dieses Ergebnis einzustellen. Es geht also auch hier darum, daß etwas "so geworden ist", und nicht darum, daß man von sich aus aktiv etwas "tut".

Selbst die Samurai-Regierung in der Zeit der mittelalterlichen Bürgerkriege fußte auf diesem Prinzip. Der Führer gab der Erhaltung der Ordnung den Vorrang und durfte nicht selbst eine Änderung hervorrufen, also etwas "machen". Auch Oda Nobunaga, einer der bekanntesten Fürsten Japans, bildete in diesem Punkt keine Ausnahme. Man hat teilweise den Eindruck, er sei ein Despot und Diktator gewesen. Es heißt von ihm aber, daß er sich bei Besprechungen mit seinen Vasallen stets zurückgehalten hat. Er habe alle Teilnehmer zuerst ihre Meinungen vortragen

lassen und dann diejenige, die ihm am meisten zusagte, übernommen.

Heute aber, zu einer Zeit, in der sich die inneren und äußeren Bedingungen für Japan total verändert haben, ist es nur allzu verständlich, daß diese Denk- und Verhaltensweise, die zu einer Zeit vorherrschend war, als 85 Prozent der Bewohner des Landes Bauern waren, ihre absolute Gültigkeit verloren hat. Ich persönlich glaube, daß sich die Japaner gerade jetzt in vielerlei Hinsicht an einem Wendepunkt befinden.

#### Literaturverzeichnis

BenDasan, Isaiah

Nihonjin to yudayajin; Yamamoto-shoten Tokyo 1970

Nihonkyo nitsuite; Bungeishunju Tokyo 1972

Nihonkyoto; Kadokawa-shoten Tokyo 1976

Yamamoto, Shichihei

Gendai no chokoku; Daiyamondo-sha Tokyo 1977

Kinben no tetsugaku; PHP-kenkyujo Tokyo 1979